

Ludwig M. Eichinger

Auf die deutsche Sprache kann man sich verlassen, wenn man sich um sie kümmert

Stillstand wird mit Leben verwechselt¹

Angelpunkte

Die Grundkonstellation

Was soll man Neues sagen, wenn es um die Gegenwart und die Zukunft der deutschen Sprache geht? Nicht zuletzt in der Auseinandersetzung mit einer wieder modern gewordenen populären Sprachkritik ist fast alles, was man dazu sagen kann, auch schon gesagt worden. Die Grundkonstellation ist ja auch einfach. Es geht darum, wie man Veränderungen in der sprachlichen Welt, in der wir leben, wahrnimmt. Von zwei Arten sind die Dinge, die dabei auffallen: Es sind ungewohnte Konstruktionen, also eher Veränderungen im System, auf der einen, und als neuartig empfundene Ausdrucks- und Verwendungsweisen, also eher Erscheinungen des Sprachgebrauchs, auf der anderen Seite. Vor allem der zweite Fall kann eine Vielzahl von verschiedenen Erscheinungen betreffen, zudem sind vor allem in einer alltäglichen Sichtweise diese beiden Punkte in mancherlei Weise miteinander verflochten. Zum Dritten aber werden all diese Veränderungen, die Richtungen, die sie nehmen, und die Folgen, die sie haben, erst vor einem normativen Hintergrund zu einem Gegenstand, der einer öffentlichen Diskussion würdig ist. Nur in der Sicht des Sprachwissenschaftlers sind sie auch als solche interessant, der dahingehend unbelastete Sprecher fragt sich, wie sich das, was ihm als neu erscheint, zu allgemein geteilten Vorstellungen von einem »guten sprachlichen Leben« ausnimmt.

Nur: Wer überblickt wirklich, wie heutzutage ein gutes sprachliches Leben für einen Menschen aussieht, der sich im Geltungsraum des Deut-

¹ Zitat aus einer Fernsehsendung zur Einschätzung von menschlicher Schönheit (3sat).

schen angemessen in seiner Sprache bewegen will? Und selbst wenn man das wüsste, wer wäre befugt, daraus eventuelle normative Konsequenzen zu ziehen?

Erfreuliche und verwirrende Vielfalt

Arten und Grenzen des Interesses

Man braucht nicht viel Phantasie, um festzustellen, dass in einer Gesellschaft, in der sich in den letzten Jahrzehnten die Arten, wie man sich in der Öffentlichkeit präsentiert, vervielfältigt haben, auch die öffentliche Akzeptanz für eine größere Zahl sprachlicher Stile zugenommen haben wird. Es sind neue Varianten aufgekommen, es ist aber auch Variation sichtbarer geworden, die vorher ein sozial markiertes Dasein geführt hatte. Vieles davon kann die Sprachwissenschaft gut beschreiben, allerdings hat sie notorische Schwierigkeiten mit dem »guten sprachlichen Leben«, also der empfehlenden Bewertung der Verhältnisse. Selbst zusammenfassenden Darstellungen kann man allenfalls etwas zum durchschnittlichen und vielleicht zum prototypischen, aber nicht zum guten Leben entnehmen. Außerdem ist die Linguistik häufig eher an der Diskussion kritischer Fälle interessiert als an der Beschreibung der möglichen Bandbreite eines akzeptablen öffentlichen sprachlichen Alltags. Das hat für die öffentliche Diskussion insbesondere deswegen Auswirkungen, weil in ihr andererseits häufig sehr restriktive Vorstellungen dazu vertreten werden.

Es gibt sicher mehrere gute Gründe dafür, dass die öffentliche Wahrnehmung sprachlicher Veränderungen in den letzten Jahren zugenommen hat. Zum einen wurde durch eine Reihe von Entwicklungen die Historizität der Vorstellung und Wirklichkeit einer »Standardsprache« deutlich. Zum anderen musste man erfahren, dass und wie sich die Geltung der nationalen Sprachenwelten relativierte. Und zum Dritten erlebt man seit einiger Zeit Veränderungen in der Welt der Medien, in denen sich der sprachliche Austausch abspielt, die unsere Vorstellungen zum Verhältnis von mündlicher und schriftlicher Sprache deutlich auf eine neue Basis stellen.

Standardsprache: Erfolgsgeschichte und Definitionsprobleme

Was die Beurteilung dessen angeht, was als standardsprachlich durchgehen kann, so ergibt sich die leicht paradoxe Erscheinung, dass die ungenügend erfolgreiche Annäherung weiterer Bevölkerungskreise an den Standard der repräsentativen *Hochsprache* die Notwendigkeit eröffnete, neue

Variablen zu berücksichtigen, die selbst in der Definition einer idealen Norm nicht ignoriert werden können – und sie so verändern müssen. Wenn primäre Mündlichkeit, d.h. nicht in irgendeiner Weise an Schriftlichkeit gebundene mündliche Äußerungen mit öffentlichem Charakter, mehr werden als der eher marginale Fall eines kleinen, zudem möglicherweise regional gebundenen und sozial eher konservativ strukturierten Bildungsmilieus, muss es auch primär mündliche Strategien und Realisierungsmöglichkeiten geben. Man sollte jedenfalls vorsichtig sein, bevor man Elemente, die lediglich einer solchen medialen Adaptation dienen, als ein Nicht-Erreichen des Standards betrachtet.

Es ist unvermeidlich, dass man damit die sprachlichen Erscheinungen und Handlungsformen, die man neuerdings *Alltagssprache* nennt und traditionell als *Umgangssprache* lieber von diesem Bereich ferngehalten hätte, neu bewerten und einordnen muss. Denn in der gängigen Tradition wird die Variation innerhalb der Grenzen des Standards dadurch beschränkt, dass einfach nicht »hochsprachlich« sein kann, was Alltag ist. Gerade innerhalb der plurizentrischen Sprachkultur des Deutschen, die nicht eine zentrale Definitionsinstanz kennt, ist das nicht zuletzt eine Abwehr gegen die ansonsten »unkontrollierte« Variation im Wortschatz. Man wird unter den heutigen Bedingungen nicht umhin kommen, sich darüber Gedanken zu machen, was es heißt, wenn die Menge und Art der Sachverhalte, die öffentlich und in ansonsten standardsprachlicher Form besprochen werden, zunimmt. Dabei geht es nicht nur um die damit sichtbar werdenden (großräumigen) Spuren traditioneller oder neuer Regionalität. Mindestens eben so wichtig sind die zunehmenden Grenzzräume hin zur Fachlichkeit, und nicht zuletzt hin zu sprachlichen Eigenheiten positiver bewerteter moderner Lebensstile oder Milieus, wie sie uns die Kultursoziologie beschreibt. All das sind Bestandteile eines öffentlich zur Sprache kommenden modernen Alltags.

War das 18. Jahrhundert stolz, die deutsche Sprache in einen technischen Zustand gebracht zu haben, dass sie den Ansprüchen an eine europäische Volkssprache genüge, und findet Goethe im Jahr 1817, dass sie nun den sprachlichen Herausforderungen gewachsen sei, die sich einem biedermeierlich-bürgerlichen Leben in seinem beschränkten öffentlichen Kreise stellten, so wird die Standardsprache in den nationalstaatlichen Diskursen seit dem späteren 19. Jahrhundert von diesen lebenspraktischen Bezügen abgehoben. Es wird ihr ein national und ethnisch repräsentativer Status zugeschrieben, dessen praktische Folgen nicht völlig klar sind, gerade auch, weil im deutschen Sprachraum zum Beispiel normative Institu-

tionen vom Typus der in den romanischen Staaten üblichen Akademien fehlen.

Diese Differenz lässt sich auch über die informelleren Norminstanzen wie zum Beispiel Wörterbücher, Grammatiken oder gebildete Schreiber und vorbildhafte Texte, die in neuerer Zeit dafür verantwortlich gemacht werden, nicht systematisch fassen, so lange nicht klar ist, worauf diese bei ihren Festschreibungen oder Einschätzungen genau reagieren. Aber was immer diese Beurteilungsgrundlage sein mag, es ist dies die implizite Rückführung auf eine lebenspraktische Anbindung, nämlich die an die Vorstellungen der die öffentlichen Diskurse prägenden gesellschaftlichen Gruppen. Diese Vorstellungen und auch, welche Gruppen in dieser Hinsicht prägend sind, macht man dann besser explizit, gerade weil die ausschließliche Fundierung in bildungsbürgerlichen und prinzipiell schriftsprachlichen Üblichkeiten nicht mehr hinreichend erscheint. Wenn man die erhöhte Variabilität, die einer größeren Einsatzbreite hochsprachlicher Formen entspricht, in das Konzept von Standardsprache aufnimmt, kann man ihren statusfunktionalen Charakter – den Sachverhalt, dass sie irgendwie für ›das Deutsche‹ steht – erhalten, eben dadurch, weil sie in ihrem Funktionszuwachs die Entwicklung der sie tragenden Gemeinschaft spiegelt. Die Alternative wäre die Definition als ein schriftlich wie (sekundär) mündlich eng begrenzter Funktiolekt für professionelle Nutzer. Diese akrolektale Engführung des Konzeptes ist logischerweise fast immun gegen Veränderungen, ihre Absonderung entspricht aber eigentlich nicht den beobachtbaren Veränderungen im Gebrauch entsprechender Formen, die dadurch gekennzeichnet sind, dass man sich dem Standard annähert und dass man selbst in akrolektalen Kontexten Veränderungen sehen kann, die etwa die Aspekte von erhöhter Fachlichkeit oder Lebensstilorientierung spiegeln. Aus der vorgeführten Interpretation folgt, dass sich das Deutsche in eine Richtung weiterentwickelt hat, die es seinen Sprechern erlaubt, sich mit einem hohen Grad an funktionaler Differenzierung im gesamten Sprachraum und in allen medialen Formen zu bewegen, und zwar in einem noch nie dagewesenen Ausmaß.

Internationales: Erweiterung oder Einengung der Grenzen meiner Welt

Die Emanzipation des Deutschen als Volkssprache hat ihre historischen Eigenheiten – sie haben mit dem Beginn in einem nicht zuletzt drucksprachlichen Kompromiss zu tun –, die es erlauben, die geschilderte Verbreiterung der Basis der Standardsprache als einen Erfolg zu deuten, einen Erfolg, der die Möglichkeiten der allgemeinen Mitsprache erweitert. Und insofern sich dieser Prozess im Rahmen der nationalsprachlichen

Diskurswelt abspielt, ist es mehr als eine Humboldt-Reminiszenz, zu sagen, dieser Vorgang habe sich in den dieser Kommunikationsgemeinschaft eigentümlichen Weisen abgespielt. Nun war und ist die deutsche Sprachgemeinschaft keine abgeschlossene sprachliche Welt, sondern steht im Kontakt mit anderen Sprachen und Kulturen. Aber es ist ganz offenkundig, dass diese Feststellung in den letzten Jahrzehnten einen neuen Akzent bekommen hat.

Im Dezember jeden Jahres wird in Deutschland, wie in anderen Ländern auch, das ›Wort des Jahres‹ ermittelt. Die Zehnerliste der bei dieser Aktion der Gesellschaft für deutsche Sprache im Jahr 2008 in die engere Wahl gekommenen Wörter wird angeführt von *Finanzkrise* und beendet von *Yes, we can!* – das übrigens in Italien zum Wort des Jahres gewählt wurde (soviel vielleicht zum Volkscharakter). Im Mittelfeld der deutschen Liste, genauer gesagt auf Platz 6, findet sich *multipolare Welt*, eine Fügung, über deren sprachliche Gängigkeit man zwar streiten kann, die Sache, von der sie spricht, prägt unsere Weltsicht ohne Zweifel.

Was damit – gerade auch in Verbindung mit den anderen beiden genannten Einträgen – angesprochen wird, hat aber für die Einschätzung der Lage und Entwicklungsmöglichkeiten einer Sprache wie des Deutschen entscheidende Folgen. Die Stellung der großen ausgebauten nationalen Sprachen auf dieser Welt ist nicht mehr einfach als Reflex der Stellung der jeweiligen Nation bzw. zugehöriger Staaten in der Welt beschreibbar, sondern hat zwei einander ergänzenden Faktoren Rechnung zu tragen: der Notwendigkeit transnationaler und dabei nicht nur binär-dialogischer Kommunikation und dem Tatbestand, dass dabei nun mehrere Zentren eine Rolle spielen; faktisch geht es vor allem um das Aufkommen des asiatischen Raums und die Bemühungen Europas um seinen Platz in diesem mehrdimensionalen Spiel. Signalisieren die den ersten und letzten Platz der Liste einnehmenden Wörter eine Internationalität angelsächsische Prägung weit bis in populäre sprachliche Räume hinein, so kann man die *Multipolarität* auch so lesen, dass sich darunter jeweils auch verschiedene sprachliche Optionen verbergen.

Sofern man über das Deutsche spricht, ist sein Platz in solch einem Denkmodell durch seinen Charakter als europäische Sprache geprägt, als eine europäische Sprache von ganz spezifischem Charakter. Von den zahlenmäßig großen Sprachen in Europa ist das Deutsche die Sprache, die am vollständigsten auf Europa konzentriert ist. Das Deutsche hat in Europa mehr Sprecher als das Englische, Spanische, Französische und Portugiesische – auch wenn das im weltweiten Vergleich anders aussieht. Dass das Deutsche dennoch in der EU keinen entsprechenden Status hat, ist

eines der politischen Probleme, die die deutsche Sprachenpolitik in den letzten zwanzig Jahren zunehmend beschäftigen. Mit der Wiedervereinigung und dem Eintritt Österreichs und mittelosteuropäischer Länder in die EU ist das Deutsche in gewissem Umfang in seine Normalstellung zurückgekehrt, auch wenn die beiden Weltkriege, der Nationalsozialismus und auch die politischen Trennungen bis 1990 seine Stellung insgesamt erschüttert haben.

Das betrifft neben der politischen Ebene sicher auch den Status des Deutschen als Wissenschaftssprache. Die historischen Belastungen verstärkten sicher den Effekt, den die englisch orientierte Internationalisierung ohnehin hatte. Unstrittig ist, dass der Bedarf an transnationaler sprachlicher Interaktion zugenommen hat und zwar in einer Konstellation, dass Weltregionen beteiligt sind, die sich nicht mehr auf einen euro-pazentrischen Sprachendiskurs beziehen lassen. Den so entstandenen erhöhten Bedarf deckt zweifellos das internationale Englisch ab, daran sollte sich auch auf absehbare Zeit nichts ändern. Dennoch sollte eine Sprachpolitik für das Deutsche darauf achten, dass auch weltweit Partner zur Verfügung stehen, die mit dem deutschsprachigen Kultur- und auch Wirtschaftsraum unmittelbar in Kontakt treten können. Die Genauigkeit der Verständigung steigert sich doch dadurch, wenn mindestens einer der Partner in seiner Muttersprache sprechen kann und auf einen Partner trifft, der zumindest rezeptiv gelernt hat, mit dieser Sprache und den damit verbundenen Weisen der Kommunikation umzugehen.

Dazu gehört sicher auch, dass der in verschiedenen internationalen wie nationalen Institutionen vorhandenen Neigung entgegengetreten wird, auch in Wissenschaften, bei denen das Deutsche seine normale Rolle spielt, es durch entsprechende Regelungen bei Antragstellungen, Begutachtungen und Evaluationen zu Gunsten des Englischen zu verdrängen.

Man kann hoffen, dass sich mittelfristig Lösungen finden lassen, die sich in einem Modell ›subsidiärer‹ Mehrsprachigkeit mit einem neuen Gleichgewicht zwischen globalem, am jeweiligen Partner orientiertem, regionalem, nationalem und lokalem Bezug niederschlagen. Derzeit ist auf dieser Ebene der Befund tatsächlich eher kritisch, weil weder ein Konsens über die genaue Ausgestaltung eines vernünftigen Ziels noch über einen praktikablen Weg dorthin besteht.

Mediales: die sprachliche Modernisierung

Durchgreifende Alphabetisierung ist ein wesentlicher Teil in der Erfolgsgeschichte der (neuhoch)deutschen Sprache. Dass man sich nun auch im

Sprechen der sprachlichen Norm annähert, die diesen Erfolg trägt, stellt schon eine mediale Verschiebung dar, die in einen größeren Rahmen passt. Denn schleichend hat sich insgesamt das Verhältnis von Bildern, Texten und Tönen gegenüber unseren an geschriebener, ja gedruckter Sprache ausgerichteten Vorstellungen eigentlich schon seit mehr als einem halben Jahrhundert verändert. Mit einiger Verkürzung und Konzentration auf Mediales kann man feststellen, dass die Durchsetzung des Bild-Ton-Mediums Fernsehen etwa seit den 1960er Jahren die sprachlichen Erfahrungen der Sprecher des Deutschen grundsätzlich verändert hat – nicht zuletzt in der Präsentation verschiedener Ebenen nicht traditionell regional gebundener Sprechsprachlichkeit gemeinsam mit der bildlichen Repräsentation der natürlicherweise damit verbundenen Elemente im Bild. Seit den 1980er Jahren hat sich zudem die TV-Landschaft in eine Vielfalt milieu- und auch ›fach‹spezifischer Angebote ausdifferenziert. Diese Entwicklungen stellen eine wichtige Folie für die oben geschilderten Entwicklungen im Umfeld eines gesprochenen Standards und seiner Variablen dar.

Als noch grundlegender gilt und ist auch sicher die flächendeckende Verbreitung der Internetkommunikation und der Mobiltelefonie bzw. auch die allmähliche Überlagerung und Amalgamierung aller damit verbundenen Techniken. Das Neue daran ist nicht so sehr, dass man nun auch am Rechner telefoniert und mit dem Handy geschriebene Texte – und außerdem überall (bewegte) Bilder – versendet.

Neu und für die sprachliche Entwicklung relevant sind vielleicht zwei andere Dinge: Neue, schriftlich erscheinende, Textformen in der Echtzeitkommunikation im Internet, wie sie prototypischerweise die *E-Mails* repräsentieren, verlangen eine Neu-Sortierung unserer Kodierungsgewohnheiten zwischen Brief (ohnehin schon unterschiedlichen formalen Charakters), Notizzettel, einer Art schriftlicher Telefonierentsprechung, und – nicht zuletzt durch *Attachments* und *Links*, multimodalem Ereignis. Schon dieser zweifellos nicht vollständige Rahmen zeigt, dass die lange geäußerte Vermutung, es gehe eigentlich um eine Vermündlichung von Schriftlichkeit, zu kurz greift. Auch hier gilt: Die Veränderung und Vielfältigung der Mittel ist sicher keine Verarmung, in der situationsangemessenen Verwendung der Varianten liegt eher ein Zugewinn.

Man kann das Internet auch verstehen als einen Marktplatz der Sprachen, und man kann erfreulicherweise sehen, dass dieser Marktplatz nicht nur vom internationalen Englisch genutzt wird und ihm nützt. Mit der Zahl an deutschsprachigen Web-Seiten liegt das Deutsche weit über dem, was ihm von der Sprecherzahl her entspräche. Und dieses Angebot steht

auf der soliden Basis: Fast zwei Drittel der Haushalte haben einen Internetzugang. Das alles zeugt jedenfalls von der erfolgreichen Bemühung der Sprecher des Deutschen, in der medialen Moderne auch mit ihrer Muttersprache heimisch zu werden.

Sprachwandel: eine Zusammenfassung

Das Unglück ist ja, dass sich die Sprache wandelt. Wären wir glücklicher, täte sie das nicht? Die Idee hat ihre Anhänger. Johann Christoph Gottsched schreibt in der Einführung zu seiner *Deutschen Sprachkunst*, die im Jahre 1748 in erster Auflage erschien:

[...] nun wäre es zu wünschen, daß unsere Sprache bey der itzigen Art, sie zu reden und zu schreiben, erhalten werden könnte: weil sie, allem Ansehen nach, denjenigen Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben scheint, worinnen sie zu allen Vorfällen und Absichten einer ausgearbeiteten und artigen Sprache, geschickt und bequem ist (Gottsched Sprachkunst, S. 55/56).

Rückblickend ist man geneigt, die Einschätzung Gottscheds für naiv zu halten. Zu seiner Ehrenrettung muss man sagen, dass er allerdings auch selbst seine Aussage außerordentlich modalisiert: *wäre zu wünschen, dass erhalten werden könnte, weil sie allem Anschein nach erreicht zu haben scheint*. Da weiß man nicht so recht, ob der zum Verweilen angehaltene Augenblick außerhalb einer Welt, in der das Wünschen geholfen hat, überhaupt existiert, geschehen tut in solch einem Satz auf jeden Fall nichts. Eigentlich ist das ja ein Satz, der nicht von der Zukunft spricht, sondern von der Vergangenheit. Und da hat er natürlich recht. Wenn sich auch schon das 17. Jahrhundert um die Verbesserung der deutschen Sprache bemüht hat, so ist doch in der aufklärerisch geprägten Phase in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein entscheidender Wandel zu verzeichnen. Das Deutsche setzt sich allmählich als Sprache verschiedenster Sachbereiche durch, die bis dahin eindeutig eine Domäne des Lateinischen gewesen waren. Daher werden Ausdrucksformen gesucht, die sowohl der Art der deutschen Sprache wie der aufklärerischen Deutlichkeit entsprechen. Gerade auch für diese Texte ist Gottscheds Anstoß wichtig geworden, daneben natürlich auch für die Sprache der Literatur. Mit dem Ende des 18. Jahrhunderts wird das Deutsche seinen Platz in der inneren Konkurrenz und unter den europäischen Nachbarsprachen so weit gefestigt haben, dass man in einer Gesellschaft lebte, in der die Schicht, die den gesellschaftlichen Diskurs prägte, alle sprachlichen Anforderungen, die auf sie zukamen, in der Muttersprache erfüllen konnte. Dass dieser

Tatbestand bei vielen Angehörigen der meinungstragenden Bildungsschicht mit einer verlässlichen alltäglichen Kenntnis einer Reihe anderer europäischer Sprachen und zumindest des Lateinischen verbunden war, machte die selbstbewusste Nutzung des Deutschen zweifellos leichter.

Die Ausbreitung der Muttersprache in der erfolgreichen Alphabetisierung im 19. Jahrhundert konnte davon nicht ausgehen bzw. den Ausbau einer entsprechenden Mehrsprachigkeit nicht auch noch leisten, so dass das Ziel der Beteiligung weiterer Schichten die Mitsprache auf nationaler Ebene war. Dass die Beherrschung der nationalen Sprache im Verlaufe der Zeit zum dominierenden Merkmal der Zusammengehörigkeit uminterpretiert wurde, brachte den natürlichen Wechsel zwischen Sprachen in gewissem Umfang in Misskredit. Die gleichzeitig beginnende Interpretation der nötig werdenden sprachlichen Ausdifferenzierung als ein Abweichen von der als ideal angesehenen klassischen dichterischen Norm signalisiert eine Wende von der dominanten Interpretation der sprachlichen Entwicklung als Fortschritt hin zu einer Deutung als Verfall. Auf der anderen Seite ist die Zeit der staatlichen Konsolidierung geprägt von einem technisch-wirtschaftlichen Umbruch, der auch die sprachlichen Voraussetzungen betraf. Im Schriftsprachlichen passt dazu, dass die groß gewordene Presse allmählich all die Textsorten entwickelt, in denen sich die veränderte Welt einfangen ließ. Städtische Lebensweise führt zu einer Entwicklung kleinbürgerlicher Schichten, von denen sich das traditionelle Bildungsbürgertum durch starke Orientierung an strikter Standardsprachlichkeit zu distanzieren suchte. In diesem Kontext konnte dann alles, was man Umgangssprache nannte, aus der Beurteilung ausgeschlossen werden. Mit der Zunahme »sprechender« Medien und durch die zunehmende Gewöhnung an überregionale, aber medial präformierte alltägliche Sprachformen und Sprechstile haben sich hier die Voraussetzungen im Verlaufe des zwanzigsten Jahrhunderts grundlegend geändert. So nimmt in den letzten Jahrzehnten über alles gesehen die Orientierung an einem brauchbaren Standard zu, was faktisch heißt, dass zu einem modernen Standard ein gewisses Maß an Variation gehört. Es ist das etwas, was zwar die alltägliche Praxis weitgehend prägt, ohne allerdings völlig im Bewusstsein angekommen zu sein. Vielmehr herrschen, wie sich auch in einer jüngst durchgeführten Erhebung möglichst standardnaher Sprechsprache im gesamten zusammenhängenden deutschen Sprachgebiet² gezeigt hat, Vorstellungen vor, die eine Bipolarität von »Hochsprache« und »Dialekt« als Basis ansetzen und kaum etwas mit Erscheinungen anfan-

² Im Rahmen des IDS-Projekts *Deutsch heute*.

gen können, die nicht in dieses Muster passen. Und auch die gängige Sprachkritik wird mit dieser Situation nicht recht fertig. Nicht umsonst ist eine ganze Reihe der viel diskutierten Fälle vermeintlicher sprachlicher Fehler auf den prinzipiellen Unterschied zwischen gesprochener und geschriebener Sprache zurückzuführen. Bei einer solchen Kritik vermischt man zwei Konzepte von Hochsprache, was im Licht des realen Sprachgebrauchs zu unauflösbaren Widersprüchen führt. Man stellt sich einerseits eine hochsprachliche Norm vor, deren Festlegungen unabänderlich gelten, andererseits misst man daran die historische Praxis, die notwendig veränderlich und von Variation geprägt ist. Nun gilt aber auch für die Idealnorm, dass sie sich daran orientiert, was jeweils als ›ausgearbeitet und artig‹ gilt. Wie sollte die Sprache sich nicht ändern, wenn sich die Dinge in der Welt, von denen man redet oder schreibt, ändern – oder eigentlich noch mehr: wenn die Unterschiede des Sprechens verschiedene Weltansichten konstituieren?

Einschätzungen:

worauf man stolz ist, darum sollte man sich kümmern

Wie reagieren die ›normalen‹ Sprecher des Deutschen in solch einer Lage?

Um das gerecht zu beurteilen, muss man sich vor Augen halten, dass das aktive Bewusstsein für sprachliche Phänomene nicht unbedingt im Zentrum des Interesses steht. So verteilen sich nach einer im Oktober 2008 durchgeführten repräsentativen Umfrage³ die Befragten praktisch in Drittel, einerseits derer, die sich für Sprachliches sehr stark und stark interessierten (34,8%), derer, die angeben, das sei teils-teils der Fall (33,8%), und letztlich derer, die sich für Sprachliches (gar) nicht interessieren (30,5%). Vereinfacht könnte man sagen, dass sich also in etwa die Hälfte der bundesdeutschen Bevölkerung in merklicher Weise für sprachliche Phänomene interessiert. Das spricht eher dafür, dass die sprachlichen Erscheinungen weitgehend als normal erscheinen.

Dazu passt ganz gut, dass positive Gefühle gegenüber dem Deutschen ganz eindeutig gegenüber den negativen überwiegen. So äußern um die 55%, sie seien »stolz« (stark oder sehr stark) auf unsere Sprache, und die

³ Im Rahmen eines vom Verfasser dieses Beitrags gemeinsam mit der sozialpsychologischen Kollegin Frau Prof. Dr. Stahlberg (Universität Mannheim) begonnenen und von der VW-Stiftung geförderten Projekts; die Umfrage wurde von der Forschungsgruppe Wahlen durchgeführt.

Zahl derer, die das nicht so empfinden, bleibt unter 20%. Und immerhin noch 45% stellen fest, sie empfänden »Liebe« zum Deutschen und nur etwa 18% lehnen diese Aussage ab. Mit »Abneigung« stehen unserer Sprache nur gute 4% gegenüber, zu über 80% wird diese Zuordnung abgelehnt, auch »Gleichgültigkeit« kommt gerade einmal auf 9,5% Zustimmung. Offenbar sind die Deutschen in einem ganz erheblichen Maße emotional eins mit ihrer Sprache – was ja gerne einmal bestritten wird.

Bestätigt wird diese von einem Gefühl der Normalität getragene Wohlgestimmtheit durch die Aussage von 86,6% der Befragten, die deutsche Sprache gefalle ihnen (sehr) gut, wobei der Wert für »sehr gut« allein schon bei fast einem Drittel liegt. Es ist nur folgerichtig, dass 92% es für (sehr) wichtig halten, sich beim Sprechen sorgfältig auszudrücken, und für den schriftlichen Ausdruck stimmen dem sogar 95% zu. Dem gegenüber fallen die 80%, die der Beachtung der Rechtschreibregeln eine ähnliche Bedeutung zuweisen, in Anbetracht der hohen Öffentlichkeit dieses Themas doch überraschend deutlich zurück.

Die Sprecher kümmern sich offenbar um ihre Sprache, aber wie weit sorgen sie sich auch um sie? Zu der Frage, wie man die derzeitige Entwicklung des Deutschen insgesamt finde, hat etwa die Hälfte der Antwortenden keine eindeutige Meinung, aber immerhin finden nur halb so viele Befragte die Entwicklung (sehr) erfreulich (15%) wie (sehr) besorgniserregend (30%). Dabei geben aber immerhin 85% an, Veränderungen wahrgenommen zu haben. Dieser Wert wächst in auffälliger Weise mit dem Grad an Schulbildung (von 76% bis 95%). Welche Veränderungen fallen den Leuten auf? Bei weitem dominieren hier »Wörter und Redewendungen aus anderen Sprachen«, die 85% der Befragten aufgefallen sind – mit einer ähnlichen Spreizung gemäß der Schulbildung. Nur knapp der Hälfte (48%) sind »Neue deutsche Wörter oder Redewendungen« aufgefallen, die beiden genannten Gruppen liegen auch hier (mit 51% bzw. 54%) über dem Durchschnitt. Gut die Hälfte (53%) nennt weitere Veränderungen, wobei die neue Rechtschreibung (23%) an der Spitze steht, jüngere (-34) Befragte mit Hauptschul- (45,5%) und mittlerem Schulabschluss (32,9%) sowie mit ihrem Leben insgesamt Unzufriedene (43,8%) haben hohe Werte für diese Frage, bei Probanden mit Hochschulabschluss liegt er am niedrigsten (12%). Auf den nächsten Plätzen folgen »Anglizismen« (17,6%), »Niedriges Niveau/Verarmung der Sprache« (15,3%) und »Jugendsprache« (12,7%). »Grammatisches« erreicht seine 6,3% auch nur, weil es Probanden mit Hochschulabschluss (18,5%) und denen zwischen 19 und 29 (11,9%) überdurchschnittlich auffällt. Insgesamt in der Sache wenig Überraschendes. Man sieht allerdings, dass bei weitem nicht jede

Wahrnehmung von Veränderung mit einer negativen Einschätzung der Entwicklung korreliert, und dass diese mögliche Korrelation mit steigender Schulbildung – und damit hoffentlich steigendem sprachlichem Wissen – eher abnimmt.

Was sollte man unter solchen Umständen tun? 78,4% sind dafür, dass mehr für die deutsche Sprache getan werden solle. Nicht überraschend sind 91,6% derer dafür, die die Entwicklungen für (sehr) besorgniserregend halten, aber immerhin auch noch 65,4% derer, die die Entwicklungen (sehr) erfreulich finden. Auf die Frage, wer sich besonders darum kümmern solle, nennen gute zwei Drittel »Lehrer und Schule«, ein gutes Drittel die Politik und ein Viertel die »Eltern«. Schon das spricht für eine Dominanz pragmatischer Verbesserungen auf praktischer Ebene. Dazu passt, dass nur ebenfalls ein gutes Drittel (37,6%) der Meinung ist, dass die deutsche Sprache durch ein Gesetz geschützt werden solle. Merklich höhere Werte werden außer bei denen, von denen die sprachlichen Entwicklungen negativ eingeschätzt werden, von den Personen erreicht, die mit ihrem Leben insgesamt nicht zufrieden sind.

All diese Punkte betreffen die Binnengeltung und systeminterne Fragen des Deutschen. Was die Außengeltung betrifft, so wird unter anderem gefragt, ob das Deutsche eine dem Englischen und Französischen entsprechende Stellung innerhalb der EU haben solle. Eine Mehrheit von 61,1% stimmt dem zu, die Anzahl der Gegenstimmen ist mit 14,4% recht klein, 23,1% der Befragten ist diese Frage egal. Die Frage, wie man einschätzen würde, wenn in Deutschland im beruflichen Leben überwiegend nur mehr Englisch gesprochen würde, wird mit guten 60% negativ beantwortet, 13,7% positiven Voten steht ein knappes Viertel von »teils-teils«-Antworten gegenüber. Die Frage danach, ob man an eine solche Entwicklung glaube, wird zu etwa 40% positiv beantwortet, was doch ein bemerkenswerter Grad an Befürchtung ist.

Wenn man diese Ergebnisse neben das hält, was wir in den ersten Teilen ausgeführt haben, dann kann man sehen, dass die Sprecher des Deutschen, vor allem wenn sie nicht aus anderen Gründen auch schon eher pessimistisch gestimmt sind, ihrer Sprache mit freundlicher Besorgnis zugewandt sind, und mehrheitlich zu einer pragmatisch-realistischen Sicht neigen.

Schluss

Wenn wir als ihre Benutzer vernünftig mit unserer Sprache umgehen, weil wir ihre Leistungsfähigkeit und sie auch sonst schätzen, wenn wir uns Mühe geben mit dem Hineinführen der nächsten Generationen in die komplexe Welt dieser europäischen Schriftkultur, wenn wir nicht aufhören, sie in verschiedensten Kontexten zu gebrauchen – und nach den Zahlen des letzten Absatzes scheinen viele das zu wollen – dann können wir uns sicher weiter auf die deutsche Sprache verlassen. Aber es stimmt auch: Die Welt ist multipolarer geworden, man braucht verschiedene sprachliche Brücken, darunter ohne Zweifel an seinem Platz das Englische. Um – mit der Zeit – zu einer Praxis zu kommen, in der eine Sprache wie das Deutsche den passenden Platz behält oder findet, müssen wir selbst zu einer neuen Mehrsprachigkeit und zu sprachlicher Variation bereit sein, im Äußeren, um andere Sprachen zumindest zu verstehen, im Inneren, um den vielfältigen Anforderungen möglichst angemessen gerecht zu werden.

Literatur

- Gottsched, Johann Christoph: *Grundlegung einer deutschen Sprachkunst. Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts abgefasst*. Leipzig 1748.
- Institut für Deutsche Sprache: „Deutsch heute“ – Sprachaufnahmen im Projekt *Variation des gesprochenen Deutsch*. www.ids-mannheim.de/prag/AusVar/Deutsch_heute/.
- Eichinger, Ludwig M./Stahlberg, Dagmar: „Wie steht’s um die deutsche Sprache?“ www.volkswagenstiftung.de/service/presse.html?datum=20080715.